

INTERVIEW: MANFRED SCHARNBERG

INTERVIEW

Das Drama des Krieges

Fotograf Christoph Bangert über die Entstehung und die Zumutbarkeit von Kriegsbildern.

In einigen Regionen der Welt sind Journalisten und Fotografen zum Freiwilligen geworden. Wie schätzen Sie das ein?

Christoph Bangert: Die Frage ist nicht, ob man entführt wird, sondern wann. Zwar wurden Journalisten auch bisher bedroht, neu und erschreckend ist allerdings, dass mancherorts nicht mehr zwischen Journalisten und Kriegsgegnern unterschieden wird. Ein Schutz von Journalisten existiert dort nicht mehr. Denn die Konflikte haben sich verändert: Vom relativ geordneten Kampf von Armeen zu chaotischen Bürgerkriegen.

Welche Konsequenz ziehen Sie daraus?

Aus Syrien und dem Nordirak kann man nicht mehr berichten. Das Risiko ist einfach zu groß. Entführungen sind eine unsichtbare Gefahr, die man erst erkennt, wenn es zu spät ist. Sie werden in der Regel geplant. Kidnapper haben erfahren, wann und wohin Journalisten fahren wollen. Das sollte man besser für sich behalten.

Öffnen solche – von Journalisten entledigten – Gebiete nicht der Agitation Tür und Tor?

Sicherlich. Es gab allerdings noch nie einen Krieg ohne Propaganda und Zensur. Beim Versuch, das Bild über die eigene Partei zu beeinflussen, geht es den Militärs – das gilt für Rebellen und Regierungstruppen gleichermaßen – vor allem darum, die Bewegungsfreiheit von Reportern zu lenken und einzuschränken. Beispielsweise kamen Journalisten nie zu einigen Vorposten der Bundeswehr in Nordafghanistan, die ständig beschossen wurden. Im Camp von Masar-e Scharif durfte man dagegen unbegrenzt fotografieren.

Was ist dann überhaupt möglich?

Es gilt, immer abzuwägen: Inwieweit werde ich als Journalist instrumentalisiert und bin ich in der Lage, ehrlich und journalistisch sauber zu berichten. Auch wenn es keine

Militärzensoren gibt, denen man seine Fotos vorlegen muss, kann niemand im Kriegsgebiet völlig unabhängig berichten. Es kommt darauf an, das Beste daraus zu machen. Man braucht etwas Glück. Wenn etwa ein Trupp Soldaten während einer normalen Patrouille angegriffen wird, bekommt man andere Bilder als vom Alltag im Camp. Entscheidend jedoch ist: Je mehr Zeit ein Fotograf vor Ort verbringt, desto besser und vielschichtiger werden seine Fotos. Das gilt indes ganz allgemein für den Fotojournalismus.

Hollywood-Filme vermitteln das Bild von Kriegsfotografen als Draufgänger, die durch den Kugelhagel wandeln. Stimmt das?

Absolut nicht. Fotografen, die Kriegssituationen dokumentieren, sind in der Regel keine Cowboytypen, sondern vor allem gute Planer. Kriegsgebiete sind nicht so spektakulär, wie man es sich vorstellt. 90 Prozent der Zeit, die Reporter dort verbringen, passiert eigentlich nichts. Daher kommt es darauf an, seine Geschichten zu organisieren. Übrigens: Schon der Begriff Kriegsfotograf ist irreführend. Denn wie viele andere der so bezeichneten Kollegen fotografiere ich auch völlig andere Geschichten.

Geht es darum, möglichst nahe an die Front zu kommen?

Nicht unbedingt. Eine fliegende Kugel kann ich ebenso wenig fotografieren wie einen Knall einer detonierenden Granate. Die Bilder, die eine Kriegssituation am besten beschreiben, entstehen oft nicht dort, wo geschossen wird, sondern wo Opfer leiden und wo Hintergründe des Konfliktes sichtbar werden.

Wie agiert man bei Gefahr?

Gefährliche Situationen tauchen meist ganz plötzlich auf. Dann bekommt man sofort Angst. Zum Glück ist der Mensch mit einem sehr guten Schutzmechanismus ausgestattet. Natürliche Instinkte lassen uns blitz-

„Wir blenden einen Teil der Realität aus.“

Christoph Bangert

schnell handeln, um Schutz zu finden. Man tut gut daran, sich dann an der Reaktion der erfahrenen Kämpfer zu orientieren. Ein gutes Verhältnis zu den Soldaten, die man begleitet, kann das eigene Leben retten. Ebenso ist man auf die Qualität der einheimischen Fixer und Übersetzer angewiesen.

Welche Fotos werden tatsächlich veröffentlicht und welche nicht?

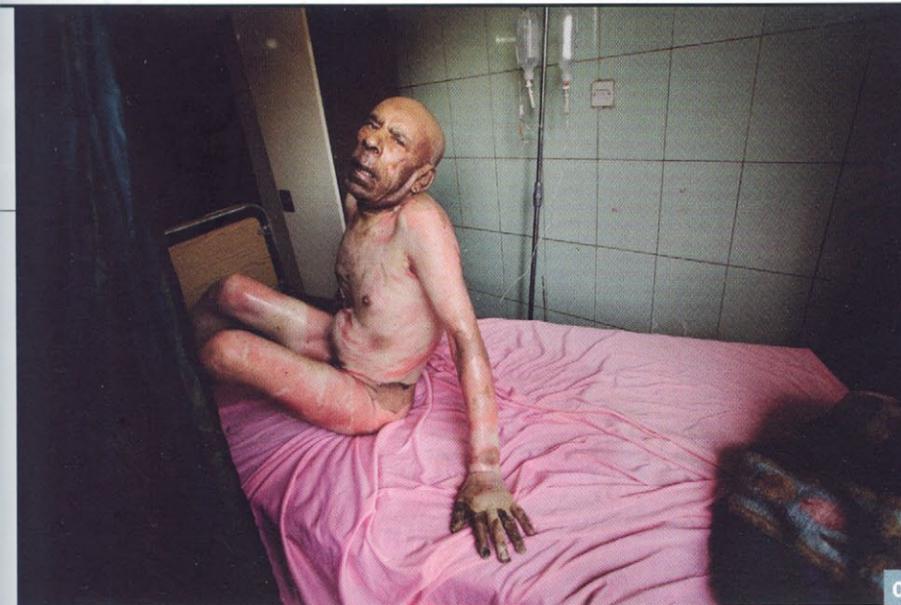
Wir sind täglich von Kriegsbildern umgeben. Die schrecklichsten davon bekommen die Leser allerdings nicht zu sehen. Das wollen ihnen die Medien nicht zumuten. Aber das Drama des Krieges zeigt sich nicht allein in Bildern von Typen mit Kalaschnikows, rollenden Panzern und zerstörten Gebäuden, also den Bildern, die vorwiegend publiziert werden. Unser kollektives Gedächtnis erinnert sich an Geschehnisse vor allem durch stehende Bilder. Dazu gehören zum Beispiel die Fotos von der Befreiung der Menschen aus den Nazi-Konzentrationslagern. Ganz wichtige, aber auch ganz schreckliche Bilder. Hätte man uns diese vorenthalten, wäre unser Blick auf die Geschichte ein anderer.

Warum muten Sie Lesern entsetzliche Bilder in Ihrem Buch „War Porn“ zu?

Es ist ein Experiment. Als ich mein Archiv durchschaute, stellte ich fest, dass ganz bestimmte Fotos nie gedruckt wurden. Darunter Bilder, bei denen ich mich nicht erinnern konnte, sie überhaupt fotografiert zu haben. Diese Situationen habe ich tatsächlich selbst verdrängt. Ich kann also gut verstehen, dass man vor grausamen Bildern zurückschreckt. Aber unterliegen wir alle – die Medien, die Betrachter und auch ich – dabei nicht einer Selbstzensur? Wir blenden einen Teil der Realität aus.

Ist diese Realität denn zumutbar?

Ich glaube, wir müssen auch diese Bilder anschauen können, sonst belügen wir uns selbst. In meinem Buch habe ich daher meine unbekanntesten, niemals veröffentlichten Fotos zusammengestellt. Es soll einen Denkanstoß geben, sich damit auseinanderzusetzen, wie Fotografie verwendet wird und wie unsere Erinnerung an Ereignisse funktioniert. Mit einem Buch, das man jederzeit weglegen und wieder hervorholen kann – zumal wenn man einige der Seiten selbst auftrennen muss –, könnte das gelingen.



01

01 Ein schwer verletzter Mann wartet in einer Klinik in Bagdad darauf, in ein anderes Krankenhaus verlegt zu werden.

02 Amerikanische Soldaten kümmern sich um einen schwer verwundeten Mann, der im hart umkämpften afghanischen Bezirk Zhari getroffen wurde.

03 Ein Polizist sichert einen Tatort in Kabul, an dem sich ein Attentäter in der Nähe eines amerikanischen Militärkonvois selbst in die Luft gesprengt hat.

FOTOS: CHRISTOPH BANGERT



02



03

INFO

Christoph Bangert (36) arbeitet regelmäßig für die „New York Times“, den „Stern“ und die NZZ. Seine Arbeiten wurden mehrfach ausgezeichnet (u. a. mit dem World Press Photo Award).

Im Mai 2014 erschien sein Buch „War Porn“, aus dem auch die Fotos rechts stammen (Kehrer Verlag 2014, 192 Seiten, 29,90 Euro). Der Fotograf lebt mit seiner Familie in Köln. www.christophbangert.com

